

# KAIRO BEI NACHT

von Wolf Reiser

## Zockerblues am Nilufer

Wie jeden Abend stellt Hamdy sein schwarz-weiß-lackiertes Peugeot-Combitaxi vor dem „Umm Kulthum“-Kaffeehaus ab, das sich in der Oraby-Straße am Rande von Kairos Downtown befindet. Mit knappen Gesten bestellt er türkischen Kaffee mit viel Zucker und ein wenig Kardamon. Während ihm der Laufbursche die parkuhrengroße, silberglänzende Wasserpfeife aufbaut und die Kapsel mit der glühenden Holzkohle nebst dem Aufsatz mit dem pappigen, süßlich duftenden Apfeltabak aufsetzt, lehnt sich der 60-jährige Mann mit einem genüsslichen Stöhnen zurück. Er schlürft und pafft und hört, wie jeden Abend, dem dramatischen Sound der Kulthum zu, dieser ägyptischen Legende, dem unumstrittenen Nationalheiligtum, der von allen geliebten, 1972 gestorbenen Volkssängerin aus dem Nildelta. Begleitet von ihrem orientalischen Orchester aus Geigen, Trommeln, Flöten, Lauten, Klarinetten und Zithern berichtet sie von den Qualen der Sehnsucht und Rätseln der Liebe. „Du bist ein Skorpion ohne Zähne, ein Löwe ohne Herz, du spielst nur mit mir, doch ich kann nicht von dir lassen...“ Zufrieden nuschelt Hamdy den Text mit und streicht sich seinen Schnauzer zurecht. So ist er nun mal, der ägyptische Mann: schön, klug, begehrenswert, aber auch frei, ungerecht und grausam, wie seine Urväter, die Pharaonen.

Wenig später hocken Hamdy und seine Kumpels um den Spieltisch herum, wortkarg, hochkonzentriert und unbeweglich wie Pyramiden im Wüstensand.

Sie beginnen, wie jeden Abend, mit ein paar Aufwärmrunden Domino, da ist Hamdy eine Art Lokalgröße, gefolgt vom Taula-Turnier, dem mediterran-orientalischen Brettspiel-Klassiker, bei uns als Backgammon bekannt und am Ende geht man dann über zu einem mysteriösen Kartenspiel, das 14 heißt und stets

Punkt 24 Uhr endet. Danach stecken die eher frustrierteren Männer den eher erheiterten unter dem Tisch die erzockten Pfundscheine zu.

Hamdy hatte mich neulich vom Flughafen zum Hotel Longchamps, das direkt an der Galopprennbahn in Zamelek liegt, gefahren. Kairos apokalyptische Verkehrsrealität ließ uns viel zu viel Zeit, um über Allah und die Welt zu reden – etwa ob er seine Pflichtpilgerfahrt schon absolviert hat. „Allah ist groß, aber eine Wallfahrt ins heiligen Mekka ist teuer, mein Herr, enorm teuer, wenn man, wie jeder richtige Mann das ganze Geld braucht für Whiskey, Haschisch und ab und zu ein Mädchen.“ Der Prophet hatte ja auch 13 Frauen und am Ende standen 9 Witwen an seinen Grab, nicht wahr? Und zu all dem kommt noch die elende Zockerei dazu, Poker, Schach, Domino, Kutschera, Taula, das Pool-Billard, die Galopper.“

Das verblüffte mich sehr. Glücksspiel? Dieses Kairo ist doch inzwischen eine Festung des Islam geworden? In den 6236 Versen des Koran wird meines Wissens das Zocken um Geld gleich an mehreren Stellen als eine der elementarsten Verfehlungen bezeichnet?

Hamdy lachte vergnügt und meinte: „In unserer Gesellschaft ist eigentlich alles verboten. Selbst das Erlaubte. Genau deswegen ist aber alles wiederum möglich. Verstehen Sie, Herr Volvo?“

Ich vergaß relativ schnell den Pyramidentrip, stornierte auch die Nilfahrt nach Luxor und verzichtete auf die Überdosis Kultur im Ägyptischen Museum. Stattdessen verbrachte ich den Großteil meiner Zeit auf dem Beifahrersitz von Hamdys 504-Peugeot. Dessen zwei Zylinder schleppten uns wie in Zeitlupe durchs urbane Dauerchaos. Stets hatte ich dabei die scharf-rostigen Kanten eines defekten, tschechischen Tachometers genau in Meniskushöhe am Knie platziert und vor mir wackel-

ten in meditativer Dämlichkeit auf dem zerschissenen Armaturenbrett eine Herde fuchsbrauner Stoffdackel aus deutschen Wirtschaftswunderbeständen mit ihren Köpfchen.

Ich will nicht lange über dieses Kairo reden. Entweder man liebt es oder haßt es zuzuschauen, wie 25 Millionen Menschen unentwegt versuchen alles und jeden über das Ohr zu hauen. Das hat zwar hohen Unterhaltungswert, kann aber auch gehörig nerven. Kairo ist im Grunde ein gigantischer Bazaar, durchzogen von Kaffeehäusern, in denen sich die Männer vom täglichen Straßenkampf erholen.

„Hier sitzen meine Freunde und ich seit mehr als 30 Jahren“, holt Hamdy mit bedeutsamer Miene nach einem tiefen Zug aus seiner Shisha aus. „Das Kaffee ist für den ägyptischen Mann wie die ideale Ehe. Es ist unsere letzte Oase im Leben, eine Wasserstelle des stillen Glücks. Hierhinein reicht kein Mubarak, kein Mullah, kein Mufti, keine maulende Ehefrau. Es ist unser Paradies im Diesseits, eine Gegenwelt, ohne die keiner von uns die Realität da draußen ertragen würde. Weil dort alles so trostlos ist, ziehen wir uns in die Zeitlosigkeit der Tagträume und in die Wonnen unserer Erinnerungen zurück. Das Spiel ist dabei das zentrale Motiv. Wir spielen und spielen und genießen, dass so das Leben verstreicht, bevor wir begreifen, was eigentlich alles passiert ist.“ Mit dem stehenden, nilbreiten Lächeln des Haschischs-Essers zieht er an seiner Sisha und bläst ein paar süßlich duftende Tabakwolken lässig aus dem Mundwinkel.

Der Nachmittag gehört uns. Also bringe ich die Taulasteine wieder in die Ausgangsposition. Im Gegensatz zum eher eindimensionalen, kontinentaleuropäischen Backgammon spielen wir nacheinander fünf verschiedene Variationen, die sich in Logik und Strategie ziemlich unterscheiden. Mir sind diese von früheren Türkei- und Griechenlandreisen

geläufig und so überrasche ich immer wieder den anfangs noch etwas selbstherrlichen Gastgeber. Der Einsatz pro Spiel beträgt 5 Pfund, also 2 Mark 50. Hamdy notiert die aktuellen Spielstände mit kafkaesker Akribie auf seinen Zettel, den er dann konspirativ unter das Brett schiebt. Zwar führe ich mit 12 : 7, doch werde ich auch heute kein Bares sehen. Hamdy wird vielleicht die Unmengen Mokka, Pfefferminztee und Gläser mit heißem Rosinenreisbrei übernehmen. Wenn die Stunde gekommen ist, wird er das übliche Schauspiel präsentieren. Letzte Woche, als er nach vier Stunden Pool im Billardsalon des „Nile Hilton“ 160 Pfund zahlen sollte, warf er sich wie Karl Mays Hadschi Halef Omar auf den Boden und bejammerte die ungerechte Mubarak'sche Benzinpreiserhöhung, die – wie ich später erfuhr – keinen Verkehrsteilnehmer außer Hamdy tangierte. In der Tat kommen heute seine vier Söhne und zwei Töchter zur Sprache, die hohen Universitätskosten und überhaupt – das Leben. Und wie ich es übers Herz bringe, als Millionär aus dem goldenen Westen Kapital zu schlagen aus seinem Elend.

Bei all dem hoch pokern, tief stapeln und schwarz ärgern hat das aber alles seinen ganz speziellen Reiz. Nach einer gewissen Zeit werde ich Teil dieser einzigartigen, ganz besonderen Atmosphäre. Der Planet Kairo verformt sich vor meinen Augen nach und nach zu einem Brett, auf dem bunte Holzsteine hin- und hergeschoben werden. Aus allen Ecken klappern die kleinen Holzwürfel des Taula und die Scheiben und Dominosteine klatschen obszön. Und dazu fluchen, scherzen, protestieren, provozieren all die Machos in ihren Gallabiya-Beinkleidern. Es riecht nach Kaffee, Tabak, Tee, Gewürzen und grenzwertigen Männerparfums. Abgerundet wird diese Sinnessinfonie durch das atemlose Anrollen des fiebrigen Kultuum-Blues. In regelmäßigen Intervallen entsendet die Straße die Archetypen des orientalischen Panoptikums, all die piastersüchtigen Schuhputzer, Bettler, Krüppel, Rosen- Uhren-, Sonnenbrillen- und Loseverkäufer.

Und so sitzen wir und sitzen und würfeln und tüfteln und trinken und rauchen und nach und nach verinnerliche ich jene Lebensphilosophie, das es zum

Genuss werden kann dass die Zeit verstreicht, bevor man begreift, was eigentlich passiert ist.

Eben hat mein Domino-Theoretiker wieder mal als erster seinen letzten Stein abgelegt und zieht, während er die 28 Plättchen neu mischt, seine genervten Kumpels mit gezielten Sticheleien auf. Ich muss lachen und er dreht sich zu mir herüber. „Mister Volvo, Sie wissen sicher, dass Mubarak gerade einen Staatsbesuch bei Bush macht?“ Ja und? „Dafür hat er sich doch extra eine neue Krawatte gekauft.“ Und weiter? „Er wurde heute morgen erdrosselt im Bad seines Washingtoner Hotels aufgefunden.“

Nach so viel Tiefsinn machte ich mich mal alleine für mich auf den Weg, um die Spielgewohnheiten der „happy few“ Kairos zu erkunden, jenen feinen, elitären Herrschaften aus Wirtschaft, Handel und Politik, die es ohne hörbares Wehklagen erdulden, dass ihnen das Fußvolk nichts mehr zu tun übriglässt. Sie sitzen fächerschwenkend und zigarrepaffend in den mondänen Parks oder vollklimatisierten Towers der Luxushotels entlang des Nils. Man spricht meist über die Spätfolgen der Nasserschen Enteignung, neue Boutiquen in Paris und New York, gemeinsame Casinobesuche mit Omar Sharif, Aktientrends und Golf-Handicaps. In die Karten schauen lässt man sich nicht gerne. Einmal die Woche treffen sich die vornehmen Damen und Herren im „Nile Hilton“ zum Bridgeabend und nehmen sich beim fintenreichen, subtilen Vertragstrickse stattliche Beträge ab. Im Clubraum des „Dreamland-Golf“-Resorts, das nur ein paar Minuten entfernt von Gizas Pyramiden liegt, treffe ich einen recht gefrusteten Lufthansapiloten, der mir nach dem sechsten Stella-Bier das Kraut ausschüttete: „Soviel können wir zur Zeit tariflich daheim gar nicht rausschlagen, was ich hier heute schon verzockt habe. Die gambeln ja wie die Irren, das habe ich noch selten erlebt. Da geht es bei jedem Loch um ein Monatsgehalt. Dabei sieht dieser Par 72-Kurs anfangs so easy aus, aber dann kommt immer wieder dieser verdammte Wüstenwind auf. Prost.“

Gerne schießt der junge, reiche und schöne Ägypter-Yuppie auch auf Tauben. Und zwar auf lebende. Paarweise

treten die operettenhaft kostümierten Teammitglieder dabei, Mann gegen Mann, aus den beiden Warteschlangen im Clubhouse-Inneren hervor. Mit gesenktem Gewehr warten sie vor einem Kreidestrich, bis aus einem unterirdischen Käfig in etwa 150 Metern Entfernung zwei Tauben freigelassen werden und in wirren, panischen Haken in die Höhe flattern. Sekunden später ertönen zwei dumpfe Böllerschläge. In der Regel plumpsen die getroffenen Vögel kurz danach wie Meteore auf den Sand des Schiessareals. Als ich über Hamdy fragen lassen will, ob es da auch um Geld geht, zeigt mir der den Vogel und schiebt mich hektisch ins Taxi zurück. „Natürlich wetten die Schnösel alle. Aber das geht uns doch nichts an. Das ist ein typisches Tabu. Das ist ein hochsensibler Bereich. Schießen, Herr Volvo gehört wie Reiten und Schwimmen zu unseren heiligen Sportarten.“ Ich schaue ihn ungläubig an.

„Ja, das sind die einzigen Sportdisziplinen, die von Mohammed abgesegnet worden sind.“

Wie es der gestrenge Gottesstaat rechtfertigt, dass nahezu jedes große, internationale Hotel eine mondäne Casinotage im Vegas-Stil aufweist, in der an 365 Tagen im Jahr 24 Stunden lang gezockt wird als ob es kein Morgen gäbe entzieht sich meiner Kenntnis. Vielleicht legitimiert man das mithilfe des Gesetzes, dass wenigstens reinrassigen Ägyptern der Zutritt in diesen abendländischen Hades untersagt ist.

Obwohl das Personal an den appetitlich illuminierten Bacarat-, Blackjack- und American Roulette-Tischen ziemlich provinziell agiert, laufen nahezu alle der mittlerweile über 25 legalen Spielcasinos so geschmiert wie Biergärten an einem bayerischen Bilderbuchsonntag. Gegen Mitternacht machen all die kurzbehosten und schüchtern um sich blickenden Luxor- und Hurghada-Transittouristen Platz für die typischen Zockerlegionen: zu allem entschlossene, saudiarabische Scheichs, goldfunkelnde, jordanische Kopftuchträger, arrogante, libanesische Geschäftsleute und jede Menge europäische und nordamerikanische Hazardeure. Enorm hübsche Kellnerinnen in undezenten Miniröcken servieren kostenlos Cocktails und Havannas.

Nach drei Volltreffern in Serie verwickelt mich mein Tischnachbar, seltsamerweise ein Ägypter, in eine Idiotenunterhaltung, bei der er meinen Namen, mein Land, meinen Job und Familienstand erfahren will und irgendwie auch erfährt. Der etwa 40-jährige Mann mit seinem Menjouschnauzer im verlebten, aber hellwachen Scarfacegesicht und dem rosaroten Einstecktuch im karierten Sakko erinnert mich an die orientalische Antwort auf Eddi Murphy. Mit Blick auf meine Jetonberge deutet er Richtung Bar. Dort sitzen zwei gewisse Damen in voluminösen Loungesesseln wie Schaufensterpuppen eines neu eröffneten Vorstadteinrichtungsgeschäfts und zurechtgeschminkt wie für einen gleich bevorstehenden Trapezaufrtritt.

Die Jetons nahmen ab, bis sie gänzlich verschwunden waren, die Nacht wurde lang und irgendwann stand ich mit Mohammad auf der Höhe des „Cafe Riche“ direkt am Talaat Harp-Platz. Plötzlich blieb er stehen, breitete die Arme aus wie der Empfänger einer göttlichen Eingebung und schrie das Morgengrauen an: „Hier, genau hier herrsche ich. Wie mein Idol, Al Capone. Nein, Al Pacino. Egal. Das ist das Zentrum Kairos, das Herz Ägyptens. Und das ist mein Reich. Egal, was du brauchst, ich besorg es dir, Opium, Papyrus, Gold, Rosenöl, Frauen. Ruf meinen Namen und ich bin bei dir. Ich habe in deine Augen geschaut. Ich kenne die Menschen. Und wir sind beide Gewinnermentalitäten.“

Es folgte eine Serie stachliger Wangenküsse und dann drückte er mir das Rennprogramm für die heutigen Galopprennen in Gezira-Sporting-Club in die Hand. „Hab dir alle Sieger angekreuzt. Wasserdichte Stallinfos. Eine Bitte: ich brauche 200 Pfund, jetzt, bitte, das holen wir zigfach rein, Ehrenwort!“

Kairo, finde ich ist 1001 Mal fremder als es uns die paar Flugstunden suggerieren. Kairos Pferderennbahn hingegen ist nicht mehr von dieser Welt. Es hätte mich nicht gewundert, wenn hier Kamele gegen Nilpferde angetreten wären.

Ziemlich ratlos stehe ich mit meinem Hieroglyphenprogramm in der Hand auf diesem Gelände, das aussieht als ob Rommel vor einer Stunde die letzte, entscheidende Schlacht gegen Montgomery verloren hat. Es ist so unerträglich

schwül an diesem Samstagmittag. Die Luft trägt heißen Sand, Holzkohleschwaden, Nilmoder, das Aroma von Grillfleisch und nahen Pferdeställen. Aus den an Lichtmasten herunterbaumelnden Lautsprechern entfahren kehliche Informationen, von denen aber keiner der inzwischen gut 1 500 Besucher Notiz nimmt. Altersschwache Monitore zeigen nervös flackernden Nebel und es ist nur zu ahnen, dass dort die Rennvideos des letzten Wochenendes laufen. Doch auch dies stößt auf generelles Desinteresse. Die Männer hier gähnen, dösen, schlurfen Richtung Schatten, dösen weiter oder starren dort matt und müde in ihre Renngazetten. Selbst die Präsentation der seltsam kleinen Araberpfede mit ihren Jockeys im Führung wirkt hier so überflüssig wie der Genfer Autosalon auf dem Mars. Kairo hat in der Tat eine Kafka-Ebene. Dies trifft auch auf meinen neuen Glücksführer Mohammad zu, der sich jetzt über Handy meldet, seine Verspätung mit einer Orgie in der Afrodisko in Mohandissen begründet nebst einem grausamen Kater und akutem Bargeldmangel und mich eindringlich bittet außer den nächstens festgelegten Dreierwetten noch eine Schiebewette anzulegen. Für 100 Pfund („das holen wir locker zigfach raus“) soll ich die Sieger der ersten drei Rennen spielen und zwar die 5 auf die 1 und dann alles auf die 7.

Es gibt im ägyptischen Wettsystem offenbar keine Sieg- und Platzwetten, was nach genauerem Hinsehen auch nachvollziehbar wird: in zwei der insgesamt sieben Rennen heute starten lediglich drei Pferde.

Ich wende mich in meiner kommunikativen Not an einen älteren, elegant gekleideten Herren.

Der bietet mir höflich einen Platz an, zückt seine Goldrandbrille, nestelt seine Seidenkrawatte zurecht, schaut sich meine Zahlen an, vergleicht sie mit denen in seinem Rennprogramm, schmunzelt und meint dann: „5-1-7, da liegen sie ganz gut. Drei Mitfavoriten. Die 5, eine Stute, gehört meinem Freund Mike Iskander, Wirtschaftsanwalt, war viel in New York wie ich auch, einer der letzten Pferdenarren in unserem sonderbaren Land, eine ehrliche Haut, keiner dieser neureichen Proleten. Und der Jockey Karem, na ja, der ist ein etwas unberechenbares Schlitzohr, der reitet ab und dann für die eigene Kasse. Aber da dies

alle andern Jockeys genau so halten, ist es ja auch wieder spannend. Sie wollen wirklich 400 Pfund setzen? Ich nehme Ihnen das mal ab.“

Während er in dem Menschengewusel verschwindet, das sich jetzt, ein paar Minuten vor dem Start vor den Schaltern mit den riesigen Wänden voller handgeschriebener und abgestempelter Wettscheine gebildet hat, erinnere ich am Hamdys islamische Morallehre: „Eigentlich ist alles verboten, selbst das was erlaubt ist. Was wiederum aber heißt, dass alles machbar ist.“ Und hier wettet jeder, aber alle tun irgendwie so, als ob sie damit nichts am Hut hätten. Und speziell die Gezira-Clubmitglieder, die oben unter den Ventilatoren auf der VIP-Tribüne tafeln, würden sich nie am Einzahlschalter sehen lassen. Man leistet sich Vasallen, die einem die Wege und die moralischen Skrupel abnehmen.

Da sich der Start etwas verzögert, vertreiben wir uns die Zeit mit Erinnerungen an herrliche Rennmeetings in Auteuil, Chantilly, Baden-Baden, Nizza oder Deauville und er erzählt mit feuchten Augen über Glanz und Gloria der guten, alten Ära vor Nasser, wo es hier offenbar so mondän, kosmopolitisch und elegant zugeht wie bei einer Oscarverleihung. „Ich gehe seit mehr als 40 Jahren zu den Rennen nach Gezira. Heute komme ich fast nur noch, um mich zu erinnern an die gute, alte Zeit und wegen der würzigen Luft, diesem Stallgeruch, den ich so liebe.“

Da wäre sie also wieder, die die Melodie des Kairo-Zocker-Blues. Melancholische Männer auf der Suche nach der verlorenen Zeit.

Jetzt bläst jemand hysterisch mit einer Trillerpfeife in die Lautsprecheranlage. Das ist offenbar das Startsignal. Tatsächlich schießen die Pferde aus der Startbox und verschwinden umgehend im fernen Nichts. Eine seltsame Ruhe überall auf den zerfallenden Betontribünen und der müllübersäten Steinwüste entlang der Zielgeraden begleitet das unsichtbare Geschehen. Wortreich versucht der Rennbahnsprecher so etwas wie Spannung herbeizuschreien. Nach mehr als einer Minute tauchen die Pferde wieder auf und erst als sie auf die lange Zielgerade einbiegen erwachen die Besucher aus

ihrer irrealen Paralye. Die Droge Rennbahn wirkt also doch noch.

Ein wahrer Orkan aus Stimmen setzt jetzt ein. Bislang wie versteinert wirkende Männer in Gallabiyas fliegen geradezu in Richtung Zielgeraden. Es offenbaren sich biblische Bilder: Lahme können wieder gehen und Blinde sehen kristallklar. Doch was sehen sie?

Etwa 200 m vor dem Ziel werden fast gleichzeitig zwei dieser Arabermulis reiterlos. Entsetzen, Wut, Empörung wo ich hinschaue. Nur mein Tischnachbar lächelt weise. Während der Ambulanztruck effekthascherisch das Blaulicht anknipst, löst sich ein Pferd aus dem Restpulk und gewinnmüheles mit einigen Längen. Am Zieleinlauf herrscht nackte, pure Revolutionsstimmung. Es brodeln und kocht. Überall werden Fäuste geballt, Männer halten andere Männer von Ratchetaten ab, schlafen-nahe Adern drohen zu platzen, eben noch feine Gesichtszüge haben sich in Killervisagen verwandelt. Ich deute dies als Indiz dafür, dass der allgemeine Favorit nicht gewonnen hat. „Monkey-Business“, sagt mein Grandseigneur und schnalzt mit der Zunge. „Wie ich es Ihnen prophezeit habe. Herr Karem ist einfach abgestiegen. Jetzt lässt er sich von der Ambulanz nach Hause bringen. Die würden ihn sonst steinigen. Fast jeder, außer ihm selbst, hat seine Wetten auf dieses Pferd aufgebaut. Viele von diesen armen Teufeln da unten haben ihre letzten Piaster verwettet. Ich auch. Und leider auch Sie. Und Ihr Freund. Ich glaube, der kommt gerade. Ich habe genug Frischluft für heute.“ Wenn ich mich nicht sehr täusche, gilt sein besorgter Blick meinem neuen Superkumpel Mohammad, der grußlos, verknittert und unrasiert den Stuhl übernimmt. „Insha‘alah, Ufo, Pech, Pech, Pech. Aber es gibt ja noch 6 Rennen,“ stöhnt er anteilnehmend und fügt ohne jeden Sinn hinzu: „So ist es im Leben. Die Zeit ist ein leerer Stuhl.“

Die traurigen Höhepunkte des zweiten Rennens bestehen darin, dass von den drei Startern lediglich zwei ankommen und ein Pferd davon auch noch wegen eines Splitterbruchs am Hinterlauf, den es sich kurz vor dem Ziel zuzog umgehend eingeschläfert wird. Auf Zielhöhe, vor aller Augen. Ich habe irgendwie keine Lust mehr weitere Beiträge in dieses

Hottentottenspektakel zu investieren und Mohammad spürt sichtlich, dass ihm die Felle davonschwimmen. So rafft er sich trotz der atemraubenden Schwüle zu einer neuen Attacke auf: „Ich kenne den Besitzer des Favoriten im dritten Rennen. Er züchtet draußen bei den Pyramiden. Seine Pferde trainieren nur auf weichem Sand. Kommen sie dann auf festen Boden wie auf das Grasgeläuf hier, dann rennen die den anderen Ziegenböcken davon wie ein Wüstensturm. Die sind hier unschlagbar, Ufo. Da müssen wir hoch rein. Ich danke Allah, das wir zwei Männer echte Freunde geworden sind.“

In Erwartung einer neuen Bargeldspritze lacht er mich jetzt blöde an. Ich erhebe mich wortlos und schlendere Richtung Führring. Ich würde hier nicht mal mehr auf Burak wetten, jenes geflügelte Wunderpferd, mit dem der echte Mohammad 691 seine Himmelsreise antrat.

Aus dem wabernden Vokalbrei, immer noch herrscht allgemeine Empörung, verschafft sich eine bekannte Stimme Gehör: „Lass uns doch reich werden. Ich habe einen Plan. Du, deine deutschen Dollars und ich, meine List und Erfahrung vor Ort, das ergibt zwangsläufig Profit, Luxus, ein Leben ohne Sorgen. Du investierst, ich suche die Pferde aus, wir gründen einen Stall und räumen groß ab. Im Winter in Kairo, im Sommer am Meer oben in Alexandria. Ich bin zu alt für die Straße.“

Und für die rush-hour-verrammelte Straße raus zum Flughafen bin ich zu alt. Ich lenke mich mit Hamdys wackelnden Dackelköpfen ab und lausche seinen philosophischen Stauergüßen: „Wissen Sie, das Glücksspiel ist ja eingebunden in das große, brutale Spiel des täglichen Überlebenskampfes. Das ist im Blut. Das ist das Blut. Wie wollen Sie da als Tourist nach ein paar Tagen eine Chance haben, wenn nicht einmal wir auf Dauer gewinnen? Zudem, egal was Sie gewinnen, es ist verschwunden, bevor es Ihre Hand umschließt. Das ist meine, das ist unsere Erfahrung. Dennoch versuchen wir es jeden Tag aufs neue. Das Spiel ist eine Stufe auf dem Weg zur Erlösung. Unser Prophet Mohammad hat dazu etwas gesagt, was ich leider vergessen habe. Aber er hatte absolut Recht, glaube ich.“